

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Foto: privat



Mary E. Pearson wurde 1955 in Südkalifornien, USA, geboren. Nach einem Universitätsstudium in San Diego unterrichtete sie viele Jahre, bevor sie sich ganz

dem Schreiben widmete. Sie ist verheiratet, hat zwei Töchter und zwei Golden Retriever. Sie liebt das Lesen, lange Spaziergänge, Skifahren, Kochen, Reisen und Familienfeiern. Ihr Roman *Zweiunddieselbe* ist der erste Band einer Trilogie über die Protagonistin Jenna Fox und wurde 2010 für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage finden Sie unter www.fischerverlage.de

Mary E. Pearson

ZWEIUNDDIESELBE

Das vergessene Leben
der Jenna Fox

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Gerald Jung und Katharina Orgaß

 | KJB

Die deutsche Erstausgabe erschien 2009 unter dem Titel *Zweiuunddieselbe* im Hardcover-Programm von Fischer Schatzinsel, dem Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage.

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER KJB

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel *The Adoration of Jenna Fox* bei Henry Holt and Company, LLC, New York

Copyright © 2008 by Mary E. Pearson

Published by Arrangement with Mary E. Pearson

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Hannover

Für die deutschsprachige Neuausgabe:

© 2021 Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH,

Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main

Lektorat: Katrin Weingran

Umschlaggestaltung: SUSE KOPP, Hamburg

Umschlagabbildung: Jill Hyland/Arcangel

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7373-4259-9

ORDNUNG

neugierig (*Adj.*) 1. von Neugier erfüllt, erwartungsvoll, wissbegierig 2. zudringlich, indiskret

In der ersten Woche hat mir Mutter alles Mögliche über mich erzählt. Wie ich heiße. Was ich als Kind für Haustiere hatte. Was meine Lieblingsbücher sind. Wo wir im Urlaub waren. Und jedes Mal hat sie hinterher gefragt: »Weißt du noch?« Jedes Mal, wenn ich »nein« gesagt habe, sind ihre Augen irgendwie kleiner geworden. Kann das sein? Ich habe mir Mühe gegeben, das »Nein« nicht so hart klingen zu lassen. Dass sich jedes »Nein« anders anhört als das davor. Aber am 6. Tag ist ihr mittendrin die Stimme weggeblieben, als sie mir von meiner letzten Ballettaufführung erzählt hat. »Weißt du noch?«

Am 7. Tag hat sie mir einen kleinen Karton gegeben. »Ich will dich nicht bedrängen«, hat sie gesagt. »Die Reihenfolge stimmt, und fast alle sind beschriftet. Wenn du sie dir anschaust, löst das vielleicht Erinnerungen aus.« Sie hat mich umarmt. Ich habe gespürt, wie weich ihr Pullover ist. Wie kühl ihre Wange ist. So etwas kann ich spüren. Hart. Weich. Rau. Glatt. Aber in mir drin fühlt sich alles wie wattiger Brei an. Ob dieser Teil von mir noch schläft? Ich habe die Arme um sie gelegt und versucht nachzuahmen, wie sie mich gedrückt hat. Sie

schien sich darüber zu freuen. »Ich hab dich so lieb, Jenna«, hat sie gesagt. »Ich bin immer für dich da, wenn du irgendwelche Fragen hast, das sollst du wissen.«

Die passende Antwort war »Danke«. Keine Ahnung, ob ich mich daran erinnert habe oder ob man es mir eben erst beigebracht hatte. Ich habe sie nicht lieb. Ich weiß, dass das nicht richtig ist, aber wie kann man eine Fremde lieben? Trotzdem hat sich in dem wattigen Brei etwas geregt. Zuneigung? Pflichtgefühl? Ich wollte ihr eine Freude machen. Was hat sie mir angeboten? Ich bin immer für dich da, wenn du irgendwelche Fragen hast. Ich hatte aber keine Fragen. Noch nicht.

Ich habe mir die erste Scheibe angeschaut. Es kam mir logisch vor, die Reihenfolge einzuhalten. Der Film zeigt mich in der Gebärmutter. Stundenlang. Ich war nämlich ihr erstes und einziges Kind.

Bevor ich auf die Welt kam, hatte meine Mutter schon zwei Fehlgeburten erlitten. Zwei kleine Jungen, die innerhalb der ersten drei Schwangerschaftsmonate starben. Als dann ich unterwegs war, haben Mutter und Vater besondere Vorkehrungen getroffen, und es ging alles gut. Ich war ihr Ein und Alles. Ihr Wunderkind. Ich habe mir angeschaut, wie ich als Fötus in der dunklen Fruchtblase herumgeschwommen bin. Müsste ich mich daran auch erinnern?

Jeden Tag schaue ich mir mehr Scheiben an und versuche, mich an die Jenna von früher zu erinnern. Auf manchen sind Fotos, auf anderen Filme. Es gibt viele dieser kleinen Scheiben, vielleicht hundert Stück. Tausende Stunden Jenna.

Ich mache es mir auf dem großen Sofa bequem. Heute sehe ich mir *Jenna Fox/3 Jahre alt* an. Es geht mit dem Kindergeburtstag los, als ich drei geworden bin. Ein kleines Mädchen läuft lachend drauflos, bis es an einer hohen, verwitterten Mauer anhalten muss. Die Kleine schlägt mit den Händchen gegen die Mauer und dreht sich zur Kamera um. Ich halte den Film an und betrachte das Gesicht eingehend. Das Lachen. Die Kleine hat etwas. Etwas, das ich in meinem eigenen Gesicht nicht entdecken kann. Aber was ist es? Nur ein Wort, das ich vergessen habe? Oder vielleicht doch noch etwas anderes? Ich sehe mir die großen groben, rötlichbraunen Steine an, auf denen ihre gespreizten Fingerchen liegen. Ich erkenne die Gartenmauer des Sandsteinhauses, in dem wir früher gewohnt haben. Das weiß ich, seit ich mir gestern Scheibe 18 angeschaut habe.

Ich sage »Play«, und der Film läuft weiter. Ich schaue zu, wie das blonde Mädchen quietschend weiterläuft und den Kopf zwischen zwei Hosenbeine steckt. Dann wird die Dreijährige auf einmal hochgehoben, und die Kamera zoomt auf Vaters Gesicht. Er lacht und prustet der Kleinen auf den Bauch. Meinen Bauch. Die Dreijährige lacht. Offenbar gefällt es ihr. Ich stelle mich vor den Spiegel neben dem Bücherregal. Ich bin jetzt siebzehn, aber ich sehe ihr trotzdem noch ähnlich. Blonde Haare. Blaue Augen. Aber andere Zähne. Mit drei hat man ganz kleine Zähne. Meine Finger. Meine Hände. Alles viel größer. Als ob ich jemand ganz anderes wäre. Und trotzdem bin ich das auf dem Video. Behaupten sie jedenfalls. Ich setze mich wieder auf das Sofa und

schaue mir weiter den Geburtstag an, das abendliche Bad, die Ballettstunde, das Malen mit Fingerfarben, den Wutanfall, das Vorlesen, alles, was Vater und Mutter im Leben der dreijährigen Jenna Fox bedeutsam fanden. Ich höre jemanden hereinkommen. Aber ich drehe mich nicht um. An den Schritten erkenne ich Lily. Sie geht anders als Mutter. Schneller. Und sie tritt fester auf. So etwas entgeht mir nicht. War ich früher auch so hellhörig? Sie bleibt stehen. Ich warte darauf, dass sie etwas sagt. Aber sie schweigt. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.

»Du weißt, dass du die DVDs nicht der Reihe nach anzuschauen brauchst«, sagt sie nach einer Weile.

»Das weiß ich. Mutter hat es mir gesagt.«

»Es gibt auch Videos von dir als Teenager.«

»Ich bin immer noch ein Teenager.«

Eine Pause entsteht. Sie schweigt absichtlich, glaube ich. »Wahrscheinlich schon«, sagt sie dann. Sie kommt um das Sofa herum, damit ich sie sehen kann. »Bist du denn gar nicht neugierig?«

Neugierig. Ein Wort, das ich heute Morgen nachgeschlagen habe, weil Mutter gemeint hat, Mr. Bender, der auf der anderen Seite vom Teich wohnt, sei neugierig.

»Ich weiß nicht.«

Lily lässt die verschränkten Arme sinken und legt den Kopf schief. Sie ist eine hübsche Frau. Sie sieht wie fünfzig aus, aber ich weiß, dass sie mindestens sechzig sein muss. Um die Augen hat sie Fältchen, die jetzt tiefer werden. Ich kann immer noch nicht alle Gesichtsausdrücke richtig deuten.

»Sieh sie dir lieber kreuz und quer an. Mach gleich mit letztem Jahr weiter.«

Lily geht wieder hinaus, und ich treffe am 15. Tag nach meinem Erwachen meine erste eigene Entscheidung. Ich werde die Scheiben der Reihe nach anschauen.

UNGEREIMTHEITEN

Irgendetwas ist merkwürdig daran, wie wir leben. Lily ist irgendwie merkwürdig. Vater und seine nächtlichen Telefonate mit Mutter sind merkwürdig. Ich selber sowieso. Wieso erinnere ich mich an alle möglichen Einzelheiten über die Französische Revolution, aber nicht mehr daran, ob ich irgendwann mal eine beste Freundin hatte?

16. TAG

Als ich heute aufgewacht bin, waren die Fragen auf einmal da. Wo hatten sie sich so lange versteckt? Die Zeit heilt alle Wunden. Hat Vater das damit gemeint? Oder mussten die Wörter, die mir entfallen waren, sich erst wieder in der richtigen Reihenfolge zusammensetzen? Abgesehen von den Fragen ist mir das Wort *vorsichtig* eingefallen. Warum? Aber vielleicht muss ich mich einfach auf die Wörter verlassen, wenn sie auftauchen.

»Ich gehe jetzt, Jenna«, ruft Mutter von der Haustür aus. »Kommst du auch bestimmt zurecht?«

Mutter geht in die Stadt. Es ist das erste Mal überhaupt seit Tag eins, dass ich sie das Haus verlassen sehe.

»Klar«, rufe ich. »Meine Nährstoffe stehen in der Küche. Ich weiß, wie viel ich nehmen soll.« Ich darf noch nichts Richtiges essen. Als ich nach dem Grund gefragt habe, sind die beiden einander andauernd ins Wort gefallen. Schließlich haben sie mir erklärt, dass mein Verdauungssystem noch eine Weile keine normale Nahrung verkraftet, weil ich ein Jahr lang durch einen Schlauch ernährt wurde. Ich kann mich an keinen Schlauch erinnern. Vielleicht ist der ja auf der letzten DVD zu sehen, die ich mir laut Lily gleich anschauen soll. Warum ist ihr das so wichtig?

»Du bleibst bitte im Haus«, ruft Mutter noch.

»Das wird sie«, antwortet Lily.

Mutter hat in der Stadt eine Besprechung mit irgendwelchen Handwerkern. Sie ist Baurestauratorin. Beziehungsweise war. Sie hatte in Boston einen Betrieb zur Restaurierung alter Sandsteinhäuser. Darauf war sie spezialisiert. Sie hatte viel zu tun. Überall wird restauriert. Altes ist begehrt. Lily hat gesagt, Mutter hatte einen guten Ruf und war immer ausgebucht. Sie hat ihren Beruf meinetwegen aufgegeben. In Kalifornien gibt es keine Sandsteinhäuser. Aber Mutter meint, das Haus, in dem wir jetzt wohnen, muss auch dringend restauriert werden. Ein *Cotswold-Cottage* hat sie es genannt. Jetzt, wo es mir bessergeht, will sie es endlich herrichten. Im Grunde ähneln sich alle Restaurierungen ziemlich,

meint sie. Mich und unser Haus wieder herzurichten ist ihre neue Berufung.

Sie ist schon auf halbem Weg zum Gartentor, als ich meine erste Frage stelle. Mir ist klar, dass ihr der Zeitpunkt nicht passt.

»Warum sind wir hierhergezogen, Mutter?«

Sie bleibt stehen. Ich glaube zu sehen, dass sie ein wenig stolpert. Sie dreht sich um. Sie reißt die Augen auf. Aber sie antwortet mir nicht, darum frage ich noch einmal:

»Warum wohnen wir hier, wenn Vater, dein Betrieb und alle Ärzte in Boston sind?«

Mutter blickt kurz zu Boden, so dass ich ihr Gesicht nicht sehen kann, dann schaut sie wieder auf. Sie lächelt. Erst zieht sie einen Mundwinkel hoch. Dann den anderen. Ein vorsichtiges Lächeln. »Ach, dafür gibt es viele Gründe, Jenna. Wenn ich dir das alles jetzt erläutere, verpasse ich meinen Bus, aber vor allem sind wir hergezogen, damit du in Ruhe wieder gesund werden kannst. Und unsere Rechnung scheint ja aufzugehen, findest du nicht?«

Glatt. Einstudiert. Das höre ich an dem leichten Singensang in ihrer Stimme. Es klingt durchaus einleuchtend, aber es überzeugt mich trotzdem nicht. Die Ärzte in der Nähe zu haben ist für mein Wohlergehen viel wichtiger als Ruhe. Trotzdem nicke ich. Irgendwas stimmt nicht mit ihren Augen. Augen können nicht atmen. So viel weiß ich. Aber ihre Augen blicken irgendwie atemlos.

MEIN ZIMMER

Ich gehe in mein Zimmer. Auch wenn ich keine Lust dazu habe. Aber ehe sie endgültig gegangen ist, hat Mutter noch gesagt: »Geh in dein Zimmer, Jenna. Ruh dich ein bisschen aus.« Ich will mich eigentlich nicht ausruhen, und ich will nicht in mein Zimmer gehen, aber da tragen mich meine Füße schon die Treppe hoch, und ich ziehe die Tür hinter mir zu. Weil ich ihr damit eine Freude mache.

Mein Zimmer liegt im ersten Stock, in dem es insgesamt zehn Räume gibt, außerdem jede Menge Wandschränke, Badezimmer, Nischen und irgendwelche fensterlosen kleinen Kammern, die niemand benutzt. Mein Zimmer ist als Einziges sauber und möbliert. In den anderen Räumen hausen nur Spinnen, und hier und da liegt irgendwelches alte Zeug von den vorigen Bewohnern herum. Im Erdgeschoss gibt es noch einmal mindestens zehn Zimmer, von denen nur die Hälfte richtig eingerichtet ist. Manche sind abgeschlossen, und ich war noch nie drin. Mutter und Lily haben ihre Zimmer unten. Das Haus ist viel zu groß für ein Cottage, denn ein Cottage ist ursprünglich ein kleines Bauernhaus mit einem einzigen großen Wohnraum gewesen. Das habe ich nachgeschlagen. *Cotswold* habe ich auch nachgeschlagen. Das ist eine Schafrasse. Wir müssten also eigentlich in einem Schafstall wohnen. Ich habe hier noch kein Schaf gesehen.

Mein Zimmer liegt ganz am Ende eines langen Flures. Es ist das größte Zimmer hier oben. Das Bett, der Schreib-

tisch und der Stuhl sehen darin viel zu klein aus. Die Möbel spiegeln sich in den blanken Holzdielen. Es ist ein kaltes Zimmer. Damit meine ich nicht die Temperatur, sondern die Stimmung. Dem Zimmer merkt man nicht an, wer darin wohnt. Oder vielleicht eben doch.

Der einzige Farbtupfer ist die hellgelbe Tagesdecke. Abgesehen von dem Netbook, über das Vater immer mit den Ärzten Rücksprache gehalten hat, ist der Schreibtisch leer. Kein Papier. Keine Bücher. Kein Krimskrams. Nichts.

Von meinem Zimmer aus gelangt man in ein großes Ankleidezimmer, das in einen begehbaren Kleiderschrank führt. Daran schließt sich ein noch kleinerer Wandschrank mit einer niedrigen Tür in der hintersten Ecke an. Die Tür kriegt man nicht auf. Ein sonderbares Labyrinth. War mein Zimmer in Boston auch so komisch verwinkelt? In dem vorderen Schrank hängen vier T-Shirts und vier Hosen, alle blau. Darunter stehen zwei Paar Schuhe. Der hintere Schrank ist leer. Ich lasse die Hände über die Wand gleiten. Wozu hat man einen begehbaren Schrank, wenn nichts drin ist?

Ich schaue aus dem Fenster, auf unseren Hof und zum Teich hinüber. Der *neugierige* Mr. Bender ist ein kleiner, ferner Fleck. Es sieht aus, als hockte er auf dem Boden und betrachtete etwas. Er steht auf und geht ein paar Schritte weiter, dann kann ich ihn nicht mehr sehen, weil er hinter den vordersten Bäumen des Eukalyptuswäldchens verschwunden ist, das unsere beiden Grundstücke voneinander trennt. Ich wende mich vom Fenster ab und betrachte noch einmal mein Zimmer.

Ein Stuhl.

Ein leerer Tisch.

Ein gemachtes Bett.

Nicht gerade viel. Ist das alles, was Jenna Fox ausmacht?

EINE FRAGE, DIE ICH MUTTER NIE STELLEN WERDE:

Hatte ich Freunde?

Ich war über ein Jahr lang krank, trotzdem gibt es in meinem Zimmer keine einzige Karte, keinen Brief, keinen Luftballon und keinen verwelkten Blumenstrauß.

Wenn das Netbook summt, ist es nie für mich.

Nicht einmal ehemalige Mitschüler erkundigen sich nach mir.

Ich habe vielleicht viel vergessen, aber ich weiß, dass da etwas nicht stimmt.

Ich weiß, dass man sich erkundigt, wenn jemand krank ist.

Was war diese Jenna Fox für ein Mensch, dass sie überhaupt keine Freunde hatte?

Will ich mich überhaupt an so jemanden erinnern?

Mindestens einen Freund sollte jeder haben.

MEHR

Ich höre Lily vor sich hinsummen. Meine Füße wollen sich selbständig machen, aber ich beherrsche mich, denn Lily soll mich nicht hören. Ich drücke mich an die Wand und spähe in die Küche. Sie hat mir den Rücken zugewandt. Sie verbringt viel Zeit in der Küche und kocht ausgefallene Gerichte. Früher war sie im Städtischen Krankenhaus von Boston Chefärztin der Inneren. Vater war ihr Assistenzarzt. So hat er auch Mutter kennengelernt. Lily hat ihren Beruf inzwischen an den Nagel gehängt, warum, weiß ich nicht. Sie hat sich aufs Gärtnern und Kochen verlegt. Anscheinend erfinden sich alle Bewohner unseres Hauses neu, und keiner ist mehr der, der er früher einmal war.

Wenn Lily gerade nicht kocht, ist sie im Garten und kümmert sich um das Gewächshaus. Ich darf nichts essen, was sie zubereitet. Ob das vielleicht ein Grund dafür ist, dass sie mich nicht mag? Jetzt klappert sie mit den Töpfen und dreht den Wasserhahn auf. Ich schleiche mich zur Haustür.

Die schwere Tür knarrt, als ich sie aufmache, aber Lily kommt nicht sofort angelaufen. Wahrscheinlich hat sie bei dem ganzen Töpfegeklapper und Wasserrauschen nichts gehört. Ich bin noch nie weiter gekommen als bis auf die Vortreppe, außer einmal, als es schon dunkel war und Mutter mit mir einen kleinen Spaziergang zu

Lilys Gewächshaus gemacht hat. Seit ich wieder wach bin, schärft mir Mutter ständig ein, immer in der Nähe des Hauses zu bleiben. Sie hat Angst, dass ich verloren gehe.

verloren (*Adj.*) 1. abhanden gekommen 2. einsam, verlassen 3. dem Untergang geweiht

Ich habe Angst, dass ich schon verloren bin.

Es ist ein warmer Nachmittag. Die Sonne tut mir in den Augen weh. Ich ziehe die Tür hinter mir zu, damit Lily keinen Verdacht schöpft, und laufe los. Ich will nicht weit weg, ich bleibe in Sichtweite des Hauses. *Vorsichtig*. Da ist das Wort wieder, wie ein Hindernis direkt vor mir, aber auch wie ein Stups von hinten. Ich komme am Außenschornstein des Wohnzimmerkamins vorbei. Die obersten Ziegelsteine sind heruntergefallen und vom Unkraut schon fast überwuchert. Der übrige Schornstein ist mit hellgrünen Flechten bewachsen. Ich gehe hinten um die Garage herum, damit mich Lily nicht sieht. Auf dieser Seite des Hauses sind ein paar Fenster mit Brettern verrammelt, und ein Stück Dach ist abgedeckt. Mutter scheint genug Geld zu haben. Warum hat sie dann nicht einmal die nötigsten Reparaturen in Auftrag gegeben? Schließlich hatte sie doch ein Jahr lang Gelegenheit dazu, während ich im Koma lag.

Als ich an der Garage vorbei bin, habe ich einen guten Blick auf das Grundstück des neugierigen Mr. Bender, aber ich kann ihn nirgends entdecken. Der Garten hinter unserem Haus fällt zum Teichufer hin sanft ab.

Der Teich ist groß, die Oberfläche ist glatt. Er liegt zwischen unserem und Mr. Benders Grundstück, und der sich dahinschlängelnde Bach, aus dem er sich speist, dient unserem Grundstück als natürliche Grenze zu den Nachbarn auf der Südseite, wie eine Art Zaun. Auf der Nordseite geht der Teich wieder in den Bach über, der in einem Eukalyptuswald verschwindet.

Noch ein paar Schritte, dann sehe ich Mr. Bender. Er hockt auf der Erde wie die dreijährige Jenna auf den DVDs. Bei einem Erwachsenen sieht das merkwürdig aus. Er schaut auf den Boden. In der einen Hand hält er etwas, die andere streckt er aus, als wollte er etwas aufheben. Er hockt so reglos da, dass ich stehen bleibe. Interessant. Anscheinend bin ich doch neugierig.

Ich laufe weiter, bis ich unten am Teichufer stehe, dann gehe ich in den Wald hinein. Die Bäume haben dünne Stämme, aber sie stehen dicht beieinander. Ein paar Meter weiter ergießt sich der Teich in den Bach. Das Wasser strömt kaum kräftiger als das Wasser aus dem Hahn in Lilys Küche und ist fast überall nur eine Handbreit tief. Ich springe von einem trockenen Trittstein zum nächsten, bis ich auf Mr. Benders Grundstück stehe. Ich klettere die Uferböschung hoch. Eigentlich müsste ich mich fürchten. Mutter würde wollen, dass ich mich fürchte. Aber abgesehen von Mutter, Vater und Lily ist Mr. Bender der einzige Mensch, der mir begegnet ist, seit ich wieder wach bin. Ich möchte endlich mit jemandem sprechen, der mich nicht kennt. Mit jemandem, der Lily und Mutter nicht kennt. Mit jemandem außerhalb unserer merkwürdigen Runde. Mr. Bender sieht

mich kommen und steht auf. Er ist viel größer, als ich dachte. Ich bleibe wieder stehen.

»Tag!«, ruft er.

Ich rühre mich nicht von der Stelle.

»Na, hast du dich verlaufen?«

Ich drehe mich nach unserem Haus um. Ich betrachte meine Hände. Von beiden Seiten. Ich heiße Jenna Fox.

»Nein«, erwidere ich und gehe weiter.

Er streckt mir die Hand hin. »Ich bin Clayton Bender. Bist du meine neue Nachbarin?« Er deutet mit dem Kinn auf unser Haus.

Neu? Was bedeutet für ihn *neu*? Ist ein Jahr *neu*? »Ich heiße Jenna Fox. Ja, ich wohne da drüben.« Wir geben uns die Hand.

»Du hast ja eiskalte Hände, junge Dame! Musst du dich erst noch akklimatisieren?«

Ich weiß nicht, was das bedeutet, aber ich nicke und sage »Ja«. »Ich habe Sie von meinem Fenster aus gesehen. Sie haben dagehockt und auf die Erde geschaut. Was haben Sie da gemacht?«

Er lacht und erwidert: »Du bist aber neugierig!«

»Ich weiß nicht.«

Er lacht noch einmal und schüttelt den Kopf. »Ich habe auf den Boden geschaut, weil ich gerade etwas mache. Du kannst es dir gern ansehen.« Er geht ein paar Schritte und zeigt auf die Erde. Ich folge ihm.

»Was ist das?«, frage ich.

»Ich habe mir noch keinen endgültigen Titel dafür ausgedacht, aber wahrscheinlich nenne ich es »Kiefern-schlange«. Oder so ähnlich. Ich mache Umweltkunst.«

»Was machen Sie?«

»Ich erschaffe Kunstwerke aus Sachen, die ich in der Natur finde.«

Auf dem Boden liegen sorgfältig aufgereiht lauter lange Kiefernadeln. Sie sind an beiden Enden vorsichtig in die lose Erde gesteckt, so dass sie eine gewundene Schlange bilden, die sich in die Erde hinein- und wieder hinausschlängelt. Ich würde die Schlange gern anfassen, aber dann würde sie kaputtgehen. Wozu soll das alles gut sein? Mr. Bender hat den ganzen Vormittag damit zugebracht, etwas zu erschaffen, das schon morgen zertrampelt oder vom Wind weggepustet sein wird. »Warum machen Sie so etwas?«, frage ich.

Er lacht schon wieder. Warum lacht er andauernd? »Sie sind aber kritisch, Miss Fox! Ich mache Kunst, weil ich muss. Es kommt einfach aus mir heraus. Es ist wie Atmen.«

Wie kann eine Kiefernadelschlange aus ihm herauskommen? Und dann noch eine, die nicht halten wird.

»Morgen ist Ihre Schlange kaputt.«

»Da hast du allerdings recht. Das ist ja das Schöne und Wundersame daran. Finde ich jedenfalls. Sie ist empfindlich und vergänglich und zugleich ewig. Meine Kunstwerke kehren wieder in die Natur zurück und sind unendlich wiederverwendbar. Ich ordne die Bestandteile der Natur nur vorübergehend anders an, damit meine Mitmenschen das Alltägliche mit neuen Augen sehen und erkennen, wie schön es ist. Der Betrachter soll innehalten und ...«

»Aber hier sieht Ihr Kunstwerk doch niemand.«

»Wenn es fertig ist, fotografiere ich es. Allzu große Vergänglichkeit kann ich mir nicht leisten. Auch ich muss von etwas leben. Hast du denn noch nie von Clayton Bender gehört?«

»Nein.«

Er grinst. »Tja, offenbar sind manche meiner Arbeiten nicht besonders bekannt, aber als junger Künstler habe ich einmal eine Eisskulptur im Schnee gemacht. Weiß auf Weiß. Damit wurde ich ziemlich berühmt. Fast in jedem Bürogebäude und in jeder Arztpraxis hängt ein Foto davon. Es ist nicht mein bestes Werk, aber das bekannteste. Wahrscheinlich, weil Weiß immer passt. Mit dem Geld, das ich damit verdient habe, habe ich mir dieses Haus gekauft. Heutzutage könnte ich mir kein Haus mehr leisten.«

»War Ihr Haus teuer?«

»Es ist eine teure Gegend. Heute muss man hier für ein Haus ein kleines Vermögen hinlegen. Aber mein Haus habe ich für einen Appel und ein Ei bekommen, weil ich es kurz nach dem großen Beben gekauft habe. Daran kannst du dich sicher nicht erinnern, weil du noch zu jung bist, aber ...«

»Vor fünfzehn Jahren. Südkalifornien. Neunzehntausend Tote. Zwei ganze Ortschaften sind im Meer versunken, und das gesamte öffentliche Verkehrsnetz brach zusammen, weil der halbe Bundesstaat unter Wasser stand. Es war die größte Naturkatastrophe, die es in unserem Land je gab, und gilt zugleich mit der Aureus-Epidemie ein Vierteljahr danach als Auslöser für die zweite große Wirtschaftskrise, die sechs Jahre lang anhielt.«

Ich bin verdutzt. Ist das das richtige Wort? Ja: *verdutzt*. Keine Ahnung, wo ich das alles herhabe.

Mr. Bender holt tief Luft. »Donnerwetter! Du kennst dich ja hervorragend aus, Jenna. Bist du ein Geschichtsfan?«

War ich so jemand? Bin ich so jemand? Mich beschäftigt immer noch, wie selbstverständlich die ganzen Zahlen und Fakten aus mir herausgesprudelt sind. »Scheint so.«

»Aber du hast ganz recht. Wegen dieser schrecklichen Ereignisse konnte ich das Haus so unverschämt billig erwerben. Inzwischen ist das Erdbeben längst vergessen, und die Wissenschaftler behaupten, es dauert noch etliche hundert Jahre, bis wieder eines kommt, das Stärke neun erreicht, darum sind die Immobilienpreise inzwischen wieder in schwindelerregende Höhen gestiegen.«

»Unser Haus ist ziemlich heruntergekommen. Das ist bestimmt nicht viel wert.«

»Es hat ja auch jahrelang leergestanden, aber es dürfte nicht besonders aufwendig sein, es wieder herzurichten. Ich find's schön, dass dort wieder jemand wohnt. Als ich vorletzte Woche mitbekommen habe, dass ihr eingezogen seid, habe ich mich richtig gefreut, dass wieder eine Familie das alte Haus mit Leben erfüllt.«

»Vorletzte Woche? Wir wohnen schon länger hier.«

Mr. Bender runzelt die Stirn. »Ach so? Na ja, du musst es ja wissen. Manchmal verliere ich das Zeitgefühl.«

Aber ich merke, dass er mir nicht glaubt. Vielleicht hat er bloß keine Lust, sich mit mir zu streiten. Und ich will mich auch nicht mit ihm streiten.

»Machen Sie jetzt ein Foto davon?« Ich zeige auf die Kieferschlange.

»Noch nicht. Erst wenn die Sonne tiefer steht. Wenn ich Glück habe, kann ich ein paar von meinen Vögeln bewegen, sich dazuzugesellen. Sozusagen als zeitgemäße Version des Gleichnisses vom Löwen und vom Lamm.«

»Sie haben Vögel?«

»Du kannst sie dir gern ansehen. Komm mit.«

Wir gehen den Abhang weiter hoch und kommen in einen verwilderten Garten. Ein Pfad aus geborstenen Steinplatten windet sich durch Lavendelbüsche, wuchernde Buchsbaumhecken und dicke Anisdolden, die wie mit Spitzenstoff bezogene Sonnenschirmchen aussehen. Dahinter liegt eine kreisrund angelegte Rasenfläche mit einer grob gezimmerten Holzbank mitten drauf. Mr. Bender setzt sich auf die Bank und greift nach einer kleinen Schüssel, die in Reichweite steht. Er nimmt den Deckel ab und kippt sich etwas aus der Schüssel in die hohle Hand. »Setz dich«, sagt er. Ich setze mich.

Er streckt die Hand aus, und sofort fängt es überall an zu zwitschern. »Bleib ganz still sitzen«, ermahnt er mich. Ein kleiner grauer Vogel schwirrt über seine Hand hinweg, ohne etwas aufzupicken. Noch einer kommt angefliegen, verharrt einen Augenblick flatternd in der Luft und fliegt wie der Erste wieder davon. Der nächste Vogel lässt sich flügelschlagend auf Mr. Benders Handgelenk nieder, pickt einen Sonnenblumenkern auf und fliegt weg. Schon kommen die nächsten beiden Vögel an. Sie sind mutiger als ihre Artgenossen, setzen sich auf Mr. Benders Hand und picken gierig. Ich betrachte

gebannt die winzigen Schnäbel, die gelblichen Krallen und das dichte graue Gefieder, das an einen zusammengeklappten Seidenfächer erinnert. Als ich den einen Vogel anfassen will, fliegen beide davon.

»Man muss viel Geduld haben. Hier, versuch's auch mal«, sagt Mr. Bender. Er reicht mir die Schüssel mit dem Futter, und ich kippe mir etwas auf die Hand. Ich strecke die Hand aus und warte ab. Nicht weit weg hört man die Vögel im Jakarandabaum zwitschern, aber sie kommen nicht angeflogen. Ich mache den Arm ganz lang. Wir sitzen beide schweigend da und warten. Ich gebe acht, mich nicht zu bewegen. Ich habe viel Geduld. Die Vögel bleiben, wo sie sind.

»Vielleicht sind sie ja satt«, meint Mr. Bender. »Du kannst jederzeit wieder rüberkommen, Jenna, und es noch mal versuchen.«

Jederzeit? Die unterschiedlichen Gesichtsausdrücke, die kurz nach dem Aufwachen für mich alle gleich ausahen, erschließen sich mir inzwischen nach und nach. Die Augen sind das Wichtigste. Sie sprechen ihre eigene, stumme Sprache, auch wenn sie nur kaum merkliche Andeutungen machen. Auf einmal kann ich Lilys Gesichtsausdruck von gestern deuten – Kummer. Und Mr. Benders Gesichtsausdruck zeigt, dass er sein Angebot ernst meint. Dass er sich tatsächlich freuen würde, wenn ich wiederkomme. Wie können Augen dermaßen viel ausdrücken? Noch etwas, das meine Neugier weckt.

»Mache ich«, sage ich. Mr. Bender steht auf und streut die letzten Sonnenblumenkerne in die Buchsbaumhe-

cke. Ein Zwitscherchor ertönt. Die Vögel waren noch nicht satt.

»Ich muss jetzt weiterarbeiten, Jenna, aber vielen Dank für deinen Besuch.« Wir gehen wieder den Weg entlang, doch am Rand des Gartens bleibt Mr. Bender stehen und reibt sich den Nacken. »Hör zu, sei lieber vorsichtig, wenn du die Gegend erkundest. Hier ist schon einiges vorgefallen. Fenster wurden eingeschlagen, Haustiere sind verschwunden und dergleichen. Die meisten Nachbarn sind nette Leute, aber manche ... und du kennst dich ja noch nicht so gut aus.«

»Und Sie? Kennen Sie sich aus?«

»Na ja, das Internet ist eine nützliche Erfindung, und ich weiß gern, wer um mich herum wohnt.« Er späht zu dem weißen Haus am Ende unserer Straße hinüber.

»Danke für den Rat, Mr. Bender. Das Wort ›vorsichtig‹ sagt mir etwas.«

BEKANNT

Ich habe einen Freund gefunden. Auf einmal ist alles anders. Er ist vielleicht nicht die Art Freund, den sich eine Siebzehnjährige normalerweise sucht, aber ich bin ja auch keine normale Siebzehnjährige. Und im Moment ist es mir auch egal.

Keine Ahnung, ob ich mich irgendwann an Jenna erinnern werde, ich meine, an die Jenna, die ich früher war. Vater scheint davon überzeugt zu sein. Mutter

hofft verzweifelt darauf. Aber etwas Altes aufzugeben und sich etwas Neues, ganz und gar Eigenes aufzubauen, gefällt mir so gut, dass ich gern damit weitermachen möchte.

Wenn ich lächle, brauche ich nicht mehr darüber nachzudenken, dass man dazu die Mundwinkel hochziehen muss. Es geht von ganz allein. Ich bin nicht mehr verloren. Ich bin keine Unbekannte mehr. Mr. Bender kennt mich.

Von der Uferböschung auf Mr. Benders Seite aus kann ich unser Haus schon sehen. Ich gehe durch das Eukalyptuswäldchen bis dahin, wo der Teich von Erde und einem Gewirr aus knorrigen Baumwurzeln aufgestaut wird. Als ich den Fuß auf den ersten Stein setze, der über den plätschernden Bach führt, sehe ich aus dem Augenwinkel etwas Weißes blinken. Die Sonne lässt das Wasser gleißend aufblitzen. Es blendet mich. Zieht mich hinein.

Ich rutsche aus, mein Fuß landet im Wasser.

Jemand schreit.

Ich spüre, dass ich falle, aber ich kann nicht sehen, wohin. Alles dreht sich. Mein Mund klappt auf. Schreie. Meine Hände schlagen um sich. Mein Mund füllt sich mit Wasser.

Mein Mund. Meine Nase. Alles wird schwarz. Ich schlucke. Die Brust tut mir weh.

Überall ist Teich.

»Na-na!« Steine schürfen mir die Knie auf. Alles blinkt und blitzt und strahlt. Dann wird das Licht gedämpft. Die Geräusche werden träge wie Sirup. Tiefer, immer

tiefer. Nasse Schwärze umfängt mich. Über mir steigen funkelnde Luftblasen auf.

»Jenna!«

Jemand packt meine Handgelenke. Packt mich an den Schultern und schüttelt mich.

»Jenna!«

Lilys Gesicht ist über mir. Sie zieht mich hoch.

»Was machst du denn, Jenna? Jenna! Jenna!«

Der Teich ist wieder glatt. Meine Kleider sind trocken. Mein Knie ist aufgeschürft. Oben drauf bildet sich eine Perle aus wässrigem Blut. »Ich ...«

»Alles in Ordnung?« Lily hat stecknadelkopfgroße Pupillen. Ihr Ton ist schneidend scharf.

»Ich glaube schon.« Was ist eigentlich passiert? Alles war auf einmal so anders. Der Teich war riesengroß und ich selbst winzig klein. Ich dachte, der Teich verschluckt mich. Ich konnte nichts mehr sehen.

Ich dachte, ich ertrinke.

ERINNERUNG

Mutter drückt Vater weg und kommt zu mir herüber. Ich sitze am Küchentisch. Sie hat sich eine Viertelstunde lang mit ihm per Netbook über die harmlose Schürfwunde an meinem Knie ausgetauscht. Davor hatte sie Lily gebeten, die Wunde zu versorgen, aber Lily hat sich geweigert. Sie habe den Arztberuf vor fünfzehn Jahren an den Nagel gehängt, außerdem sei Erste Hilfe sowieso

nicht ihr Fachgebiet gewesen. »Er glaubt, dass es heilt wie eine ganz gewöhnliche Wunde«, teilt mir Mutter jetzt mit.

»Es ist ja auch eine ganz gewöhnliche Wunde.«

»Nicht ganz«, brummelt Lily und setzt sich auf den Stuhl mir gegenüber.

Mutter gerät außer sich: »Habe ich dir nicht gesagt, du sollst im Haus bleiben, Jenna?«

»Ich hatte aber keine Lust.«

Mutter lässt sich auf einen Stuhl sinken und massiert sich die Schläfe. »Wie ist das passiert?«, fragt sie in ruhigerem Ton.

»Ich wollte über den Bach. Als ich auf den ersten Stein getreten bin, da ...« Ja, was ist da eigentlich passiert?

»Da?«, wiederholt Mutter mit belegter Stimme.

Es fällt mir wieder ein. Ein Bruchstück. »Wäre ich fast ertrunken?«

»Der Bach ist nur eine Handbreit tief ...«

Lily unterbricht sie. »Ja. Aber das ist lange her. Jenna war noch nicht mal zwei.«

»Aber daran kann sie sich doch unmöglich erinnern ...«

»Doch«, sage ich.

Ich erinnere mich wieder. Mutter und Lily haben beide denselben Gesichtsausdruck, als bekämen sie keine Luft mehr. »Ich erinnere mich an die Vögel. Weiße Vögel. Ich erinnere mich daran, dass ich von hoch oben runtergefallen bin. Und dass ich geschrien habe und dass mir Wasser in den Mund geströmt ist ...«

Lily schiebt ihren Stuhl zurück und steht auf. »Wir haben einen Ausflug an die Bucht gemacht. Ich habe

Jennas Hand nur ganz kurz losgelassen, um das Geld für ein Eis aus meinem Portemonnaie zu holen. Als ich das Eis bezahlt hatte und mich nach ihr umdrehte, war sie schon bis ans Ende vom Steg gelaufen. Sie ist gerannt wie der Wind. Wegen der Möwen. Die hat sie auf dem Steg sitzen sehen und ist einfach drauflosgerannt. Sie hat mich gar nicht rufen gehört, sie hatte nur Augen für die Vögel. Ich habe sie fallen sehen und bin hinterhergerannt. Sie ging schon unter, und ich bin ins Wasser gesprungen.«

Lily redet über mich, als wäre ich jemand anders.

Als wäre ich gar nicht da.

»Du hast mir ein andermal Eis gekauft. Als wir eine Woche danach noch mal an der Bucht waren. Eine Kugel ...«

»... Kirscheis.«

Mutter bricht in Tränen aus. Sie springt vom Stuhl auf und eilt zu mir. Sie schlingt die Arme um mich und küsst mich auf die Wange, aufs Haar. »Du erinnerst dich, Jenna, die Erinnerung kommt wieder! Dein Vater hat es ja gewusst! Ab jetzt geht es bergauf!«

Die Erinnerung.

Jenna Fox lebt doch noch in mir drin. Als ich gerade ohne sie weitermachen wollte, ist sie wieder aufgetaucht. Vergiss mich nicht, sagt sie.

Anscheinend will sie nicht zulassen, dass ich sie vergesse.

BESUCH

Kara.

Und Locke auch.

Sie sind wieder da. Mutter und Vater haben recht behalten. Fetzen. Bruchstücke. Immer mehr. Es kommt wieder. Die Bruchstücke bahnen sich einen Weg durch die Nacht. Gesichter wecken mich auf. Ich schrecke hoch, schwitze, fürchte mich.

Ich hatte Freunde. Kara und Locke. Aber wann? Und woher? Aus der Schule? Aus der Gegend? Ich kann mich nicht erinnern, wo wir hingegangen sind und was wir unternommen haben. Aber ich sehe ihre Gesichter. Sie schweben körperlos ganz dicht vor mir.

Ich habe die beiden gekannt. In- und auswendig. Wo sind sie nur hin?

Ich sitze im Dunkeln im Bett, lausche auf das mitternächtliche Knarren im Haus, versuche, mehr als nur ihre Gesichter heraufzubeschwören, die beiden in Zimmern zu platzieren, an Tischen, und sie mit Stimmen auszustatten, die meinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Aber nur ihre Gesichter offenbaren sich mir, erwidern meinen Blick. Sie schweben vor mir, als hätten sie mich gewittert.

Verratet mir, wer ihr seid.

Verratet mir, wer ich bin.

TIMING

Lily schiebt das Garagentor hoch. Das Tor wird so selten geöffnet, dass es sich nur quietschend und ruckelnd öffnet. In der dunklen Garagenhöhle steht zwischen aufgestapelten Pappkartons ein alter rosafarbener Hybrid. »Ich fahre rückwärts raus, dann kannst du einsteigen«, sagt sie in schroffem Befehlston. »Und wehe, du erzählst deiner Mutter ein Wörtchen! Wenn sie herausbekommt, dass ich dich mitgenommen habe, macht sie mir die Hölle heiß.«

»Ich würde lieber zu Hause bleiben.«

»Das wäre mir auch lieber. Aber ich habe etwas zu erledigen, und die Gelegenheit nutzt du womöglich, um wieder durch die Gegend zu scharwenzeln.«

»Gar nicht.« *Scharwenzeln?*

Lily brummelt etwas vor sich hin. Sie zwängt sich zwischen den Kartons durch, setzt sich in den Wagen und fährt das Auto rückwärts aus der Garage. Ich steige ein und setze mich neben sie. »Nehmen wir die U-Bahn?«

Lily bremst. »Du erinnerst dich an die U-Bahn?«

Es geht mir auf die Nerven, dass alle andauernd wissen wollen, woran ich mich erinnere. Es kommt immer darauf an. Ob ich mich daran erinnere, mit der U-Bahn gefahren zu sein? Irgendwo hingemusst zu haben? Mit einem Freund gefahren zu sein? Nein. Ob ich mich daran erinnere, wie die U-Bahn aussieht und wozu sie gut ist? Ja. Die einzig passende Antwort ist ein Achselzucken.

»Tja, wir sind hier nicht in Boston. Hier gibt es keine U-Bahn. Und da, wo wir hinwollen, hält auch kein Bus,

darum müssen wir die ganze Strecke mit dem Auto fahren. Was dagegen?«

Ich sage nichts.

Sie legt den Gang ein, fährt ruckartig an, und wir gleiten an den Häusern in unserer Straße vorbei. Die Straße besteht nur aus fünf Häusern. Die übrigen sind keine Cotswold-Cottages. Jedes sieht anders aus. Unser rechtes Nachbarhaus ist im englischen Tudorstil erbaut, das nächste im spanischen Kolonialstil, dann kommt eine große Jugendstilvilla, und am Ende der Straße steht das weiße Haus, das Mr. Bender mit dem Wort *vorsichtig* in Verbindung gebracht hat. Es ist eine wuchtige klassizistische Villa mit hohen weißen Säulen zu beiden Seiten der Haustür. Lustig, dass ich die Baustile unterscheiden kann. Aber wahrscheinlich stehen in Mutters Büro lauter dicke Wälzer über Architektur. Vielleicht hat die Jenna von früher ja darin gelesen.

Mr. Bender hat gemeint, in dieser Gegend kostet ein Haus ein Vermögen. Wenn ich mir die Häuser so ansehe, glaube ich, er hat recht. Uns gehört immer noch das Sandsteinhaus in Boston, und das kostet bestimmt auch ein Vermögen. »Sind Mutter und Vater reich?«, frage ich.

»Sieh da, du bist also doch neugierig!«

»Scheint so.«

»Die beiden schwimmen nur so im Geld.«

»Bedeutet das, sie sind reich?«

»Goldrichtig.«

»Verdient man mit Häuser restaurieren so viel Geld?«

Lily lacht.

»Dann verdient Vater als Arzt so viel?«

»Nein.«

Sie ist unschlüssig, das sehe ich. Das Auto kommt an der Ampel langsam zum Stehen. Lily seufzt, als würde sie etwas Wertvolles herschenken und ich solle es gefälligst würdigen. »Dein Vater hat eine Biotechnologie-Firma gegründet und vor vier Jahren mit beträchtlichem Gewinn verkauft. Er hat ein Bio-Gel entwickelt. Damit gelang ihm ein Durchbruch auf dem Gebiet der Transplantation. Mit Hilfe seiner Erfindung kann man jetzt Spenderorgane so lange zeitlich unbegrenzt aufbewahren, bis ein passender Empfänger gefunden ist, nicht nur ein paar Stunden lang wie früher. Dein Vater hat damit richtig Schlagzeilen gemacht und ist ganz groß rausgekommen. Noch Fragen?«

»Und wo arbeitet Vater jetzt?«

»Immer noch in derselben Firma.«

Das verstehe ich zwar nicht, aber Lily macht keine Anstalten, es mir zu erklären, und ich habe keine Lust, ihr alles aus der Nase zu ziehen. Ich wechsle das Thema und deute auf die Straße hinter uns. »Kennst du unsere Nachbarn?«

»Noch nicht«, antwortet Lily, ohne weitere Erklärung. Bestimmt wäre sie froh, wenn ich den Mund halten würde. Aber ich denke gar nicht dran.

»Ihr wohnt doch schon über ein Jahr hier. Warum habt ihr da noch niemanden kennengelernt?«

»Wie kommst du darauf, dass wir schon so lange hier wohnen?«

»Mutter hat gesagt, wir sind hergezogen, damit ...«

»Wir wohnen erst zweieinhalb Wochen hier.«

»Das kann nicht sein. Genauso lange bin ich doch wach. Wir ziehen hier ein, und schwups, wache ich auf? Das ist doch total un...«

Ich verstumme. Auch Lily schweigt. Mir fällt ein, dass Mr. Bender ebenfalls gesagt hat, wir wären erst vorletzte Woche eingezogen. Dann stimmt es wohl. Aber woher haben Mutter und Vater gewusst, wann ich aufwachen würde? Wenn ich ein ganzes Jahr im Koma gelegen habe, konnten sie ja wohl kaum den richtigen Zeitpunkt voraussehen und gerade dann nach Kalifornien umziehen. War das reiner Zufall? Oder haben die beiden den Zeitpunkt bestimmt, an dem ich wieder aufwache? Wozu hätten sie mich so lange im Koma liegen lassen sollen? Wozu hätten sie mich um anderthalb Jahre meines Lebens betrügen sollen? Was sind die beiden nur für Eltern?

Vorsicht, Jenna.

Ich habe mich geirrt. Lily darf sich doch noch freuen, dass ich den Mund halte.

ÜBEREINKUNFT

Ich habe nie nach dem Unfall gefragt. Irgendetwas hat mich zurückgehalten.

Vielleicht der Glanz in Mutters Augen.

Vielleicht Vaters bemühtes Lächeln.

Vielleicht etwas in mir selbst, das ich noch nicht benennen kann.

Der Unfall.

Wie eine Überschrift. Ein Stoppschild. Eine Mauer.

Zwischen mir, der Jenna von gestern und der Jenna von morgen.

Ich schaffe es nicht, danach zu fragen, und von allein reden sie nicht darüber.

Eine stillschweigende Übereinkunft.

Vielleicht das Einzige,
worin wir uns je
einig waren.

DRINNEN

»Wir sind da.« Lily klingt sanft. Anders als sonst. Die Landschaft, die ich mir einprägen wollte, hat sich hinter uns aufgelöst, und jetzt sitze ich auf einem Parkplatz und weiß nicht, wie ich hierhergekommen bin.

»Jenna ...«

Wieder dieser sanfte Ton, den ich von Lily nicht kenne. Wie lange waren wir unterwegs? Wie lange habe ich aus dem Fenster geschaut und nichts gesehen? Die Erkenntnis, wie viel ich noch lernen muss, gräbt sich wie spitze Klauen in meine Haut. Ich halte mich am Sitz fest. Mir fehlt ein Wort. *Neugierig. Verloren. Wütend.* Welches ist das Richtige? *Überdrüssig? Enttäuscht?* Ich suche ein Wort und kann es nicht finden.

»Jenna ...«

Ängstlich. Lilys sanfter Ton bringt es zum Vorschein. Ich habe Angst.

Ich drehe mich um. Wieso ist sie auf einmal so anders?

»Warum hasst du mich eigentlich?«, frage ich.

Erst antwortet sie nicht. Sie sieht mich prüfend an. Dann holt sie tief Luft und legt den Kopf ein bisschen schief. »Ich hasse dich nicht, Jenna, ich habe bloß keinen Platz für dich.« Harte Worte, aber ihr Ton ist freundlich, und dieser Widerspruch erinnert mich unbarmherzig daran, dass mir etwas Entscheidendes fehlt. Die Jenna Fox von früher hätte verstanden. Trotzdem

beruhigt mich Lilys Tonfall, und ich nicke, als hätte ich begriffen.

»Komm mit rein«, fordert sie mich auf und holt irgendwelche Pakete vom Rücksitz. Wir gehen über einen leeren, kiesbestreuten Hof.

Ein hohes, weiß getünchtes Gebäude hebt sich gleißend hell vom kalten blauen Himmel ab. Das ist offenbar unser Ziel. Von dem grellen Weiß tun mir die Augen weh.

»Wo sind wir hier?«, frage ich.

»Das ist die alte spanische Missionskirche von San Luis Rey. Ich stehe schon seit Jahren in Verbindung mit Pater Rico. Jetzt lerne ich ihn endlich persönlich kennen.« In der weißen Mauer ist eine wuchtige Tür. Wir gehen hindurch und stehen auf einem schattigen, ummauerten Friedhof. »Hier lang«, sagt Lily wie jemand, der schon einmal hier war und sich auskennt. Als ich die verwelkten Blumen, Briefe und Stofftiere sehe, die auf den Gräbern und Grabsteinen liegen, bin ich einen Augenblick lang neidisch auf die Verstorbenen. Auf einem Grabstein steht die Jahreszahl 1823, auch wenn man die Ziffern kaum noch lesen kann. Über zweihundert Jahre tot und doch unvergessen.

Woher kennt Lily einen Geistlichen, der so weit weg von Boston lebt? Am Ende des Friedhofs steht die Kirche. Lily drückt eine zweite schwere Tür auf. Diesmal stehen wir in einem kühlen, dunklen Raum, in dem es nach brennenden Kerzen duftet und ein bisschen muffig riecht. Als sich meine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt haben, erkenne ich über mir eine bemalte Kuppel und vor mir eine vergoldete, gekreuzigte Figur. Jesus

Christus. Richtig, *Jesus Christus*. Ich erinnere mich. Als Lily am Altar vorbeigeht, beugt sie ein Knie und tippt sich erst auf die Stirn, dann aufs Herz und dann nacheinander auf beide Schultern, so flink und selbstverständlich, dass es gleich wieder vorbei ist. Daran erinnere ich mich nicht.

Ich bleibe stehen und betrachte die vergoldete Figur. Mein Blick wandert zum Altar und von dort aus zum Taufbecken. Aber ich empfinde nichts. Der Raum fordert Empfindungen förmlich ein, aber ich verspüre keine. Ich schließe die Augen. Sofort sehe ich Bilder und spüre kühle Wassertropfen auf der Stirn. Über mir schweben Lilys faltenloses, viel jüngeres Gesicht und das eines lächelnden Mannes. Er hebt mich hoch, ich passe ganz in seine Hände, und er gibt mir einen Kuss auf die Wange. Ich sehe meine eigene Hand vor meinem Gesicht herumwedeln, klein wie ein Schmetterling, ein Babyhändchen. Ich öffne die Augen wieder. Meine Taufe. Ich erinnere mich daran. Wie kann das sein?

Lily steht wartend am anderen Ende der Kirche, wo eine weitere Tür ist, und schaut auffordernd zu mir herüber.

»Hatte mein Großvater schwarze Haare?«, frage ich.

»Ja. Du hast ihn wahrscheinlich auf den DVDs gesehen. Er ist gestorben, als du zwei warst.«

Auf den DVDs, die ich mir bis jetzt angeschaut habe, ist er nicht aufgetaucht. »Woran ist er denn gestorben?«

»Er war ein Opfer der Aureus-Epidemie. Ehe die Epidemie ausbrach, gab es immer wieder Hinweise darauf, dass so etwas passieren könnte, und dann brach sie

tatsächlich aus. Die schreckliche Krankheit hat ihn und zwanzig Millionen Menschen dahingerafft.«

»Und das allein in unserem Land.«

Lily zieht die Augenbrauen hoch. Sie bekommt zum ersten Mal einen Eindruck davon, was mein Gedächtnis für erinnerungswürdig befunden hat. Sie schließt die Hand fester um die Türklinke. »Die meisten Antibiotika waren wirkungslos geworden. Allem medizinischen Fortschritt zum Trotz hatte irgendwann ein gewaltiger Rückschritt stattgefunden. Als ich klein war, gab es nur eine Handvoll Impfstoffe. Heutzutage kann man sich gegen alles und jedes impfen lassen, und trotzdem stehen wir mit dem Rücken zur Wand. Und das nennt sich dann Fortschritt!« Als sie mich ansieht, vertieft sich die steile Falte zwischen ihren Augenbrauen. »Manchmal erkennen wir einfach zu spät, dass wir zu weit gegangen sind.« Sie öffnet die Tür, und ein Lichtstreif fällt auf den Fußboden.

»Wolltest du deswegen keine Ärztin mehr sein?«

Sie bleibt stehen und dreht sich nach mir um.

»Weil du Großvater nicht helfen konntest?«, setze ich hinzu. Ich bin bloß neugierig, aber sie reagiert mit einer schlagartigen Verwandlung. War sie vorher verbittert, so spricht aus ihrer Haltung und Stimme jetzt mühsam beherrschter Zorn.

»Das geht dich rein gar nichts an«, erwidert sie.

»Heutzutage gibt es Vorschriften«, sage ich.

Lily zieht einen Mundwinkel hoch, aber sie lächelt nicht.

»Stimmt. Die Regierung erlässt ganze Gesetzespakete. Heutzutage darf ein Wissenschaftler nicht mal rülpsen,

ohne dass ihn jemand vor einen Untersuchungsausschuss schleift. Manche Wissenschaftler landen sogar im Gefängnis. Erinnerst du dich daran auch?«

»Nein.«

»Das habe ich mir gedacht. Ich nehme mal an, dass du über dergleichen nicht Bescheid wissen sollst. Das Problem ist, dass sich manche Leute anmaßen, sich über die Vorschriften hinwegzusetzen. Es gibt gute Gründe dafür, dass heute das meiste durch Vorschriften und Gesetze geregelt ist.«

»Nämlich?«

Mein herausfordernder Ton scheint sie fast zu belustigen, vielleicht ist sie aber auch bloß überrascht, dass ich mich überhaupt traue, nachzuhaken. Sie richtet sich auf, wird größer als die Lily, die ich bis dahin kannte, macht den Eindruck, als wollte sie es, wenn erforderlich, mit mir und noch zehn anderen gleichzeitig aufnehmen.

»Gentechnologisch erzeugter, gegen Schädlinge unempfindlicher Mais hat die ursprünglichen Maissorten längst verdrängt und ausgerottet. Was das betrifft, kommen alle Vorschriften zu spät.« Sie schaut mich durchdringend an. »Und etwas scheinbar Harmloses wie der übermäßige Einsatz von Antibiotika hat zur Entstehung von derart lebensgefährlichen Bakterienstämmen geführt, dass mein Mann und ein Viertel der Weltbevölkerung elend gestorben sind. Das bedeutet, dass ...«

»Und du?« Ich erkenne, was sie gern vor mir verborgen hätte.

»Was soll mit mir sein?«

»Als du noch Ärztin warst, hast du dich da auch über die Vorschriften hinweggesetzt? Hast du da ...«

»Ja.« Die Anspannung weicht von ihr. »Und ich muss jeden Tag damit fertigwerden.« Sie wendet sich zum Gehen.

»Du, Lily«, frage ich, um sie aufzuhalten, »hat mein Großvater ... habt ihr ... bin ich eigentlich getauft?«

»Als sie zwei Wochen alt war«, sagt sie im Gehen. »Wir waren ihre Paten.« Damit geht sie zur Tür hinaus und dreht sich nicht mehr nach mir um.

Pater Rico und Lily sitzen im Schatten unter einem Pfefferbaum und plaudern. Vorher haben wir den verwilderten Garten der alten Missionsstation besichtigt, und die beiden haben sich angeregt über irgendwelche knorrigen Wurzeln, Unkraut und eine Art kränkliche Orangenbäume mit winzigen hellen Früchten unterhalten. Pater Rico hat stolz verkündet, es handele sich um Kaliforniens erste Gärtnerei, aber die eigentliche Bedeutung sehen beide in den Samen und dem hier erhaltenen Erbgut.

Sie sprechen lauter. Wortfetzen treiben über den großen Hof.

»Ursprünglich.«

»Unverfälscht.«

»Originales Saatgut.«

»Unberührtes Erbgut.«

Wenn ich die Ohren spitzen würde, könnte ich die ganze Unterhaltung verfolgen, aber was ich inzwischen von Pater Rico erfahren habe, genügt mir. Lily und er

sind beide Mitglieder des »Weltverbandes zur Bewahrung des Saatguts«, einer Vereinigung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, ursprüngliche Pflanzenarten zu erhalten. Anscheinend gibt es dank des Fortschritts auf den Gebieten der Genmanipulation und der Züchtung kaum noch unverfälschte Arten. Der Wind verbreitet den Blütenstaub gentechnisch veränderter Pflanzen genauso wie den ursprünglicher Sorten, so dass traditionelle Pflanzenarten damit befruchtet werden. Jetzt begreife ich auch, warum Lily ihr Gewächshaus so wichtig ist. In ihren und Pater Ricos Augen sind genmanipulierte Pflanzen anscheinend eine Art Zeitbombe, ganz ähnlich wie die Aureus-Epidemie. Die beiden und ihre Mitstreiter verstehen sich als Retter der Welt. Retter ... Lily hat sich schon einmal als Retterin betätigt – als sie mir das Leben gerettet hat. Ob sie noch oft daran denkt?

Immer wieder schaut Lily zu mir herüber und vergewissert sich, dass ich inzwischen nicht weggegangen bin oder mich mit jemandem unterhalte. Ab und zu überquert jemand den Hof, meistens andere Pater, aber ich spreche niemanden an. »Das wäre deiner Mutter nicht recht«, hat Lily gesagt.

Jetzt kommt ein Junge über den Hof. Er ist größer als Pater Rico und geht zu den beiden. Er hat schmutzige Hände und streicht sich mit dem Unterarm das lange schwarze Haar aus dem Gesicht. Er ... sieht gut aus. Ja, ich glaube, so nennt man das. Er spricht mit Pater Rico, nickt zwischendurch, und zum Schluss schaut er zu mir herüber. Das hat Lily mitbekommen und setzt

sich sofort aufrechter hin, als wollte sie jeden Augenblick aufspringen. Ich habe den Eindruck, dass der Junge herkommen will, und schaue weg, um ihn zu entmutigen. Es klappt. Er sagt noch etwas zu Pater Rico, dann macht er kehrt, geht wieder über den Hof und ist verschwunden. Sofort ärgere ich mich, dass ich es Lily und Mutter unbedingt recht machen wollte. Das passiert mir nicht noch einmal.

GEH IN DEIN ZIMMER

Mutter sitzt am Küchentresen, trinkt Orangensaft und geht eine Liste mit allem durch, was sie heute erledigen will. Lily reibt Käse über eine Schüssel Rührei. Ich trinke meine Nährstoffe, die nach gar nichts schmecken. Ich kippe den letzten Schluck herunter und frage: »War ich Geschichtsfan?«

Mutter blickt nur flüchtig auf. »Was warst du?«

Ich formuliere um, was Mr. Bender gesagt hat. »Habe ich mich gern mit Geschichte beschäftigt? War Geschichte in der Schule mein Lieblingsfach?«

Mutter beugt sich lächelnd wieder über ihre Liste und kritzelt darauf herum. »Eigentlich nicht. In Geschichte, und in Mathe übrigens auch, hattest du Nachhilfe.« Sie ist wieder ganz in ihre Liste versunken. Nachhilfe? Das muss ein hervorragender Lehrer gewesen sein.

Ich schiebe das leere Glas weg und verkünde: »Ich gehe heute in die Schule.«

Mutter lässt den Bleistift fallen und sieht mich mit großen Augen an. Lily hält im Verquirren inne.

»In dem Jahr, als ich im Koma lag, habe ich ja wohl kaum meinen Abschluss gemacht, also muss ich das nachholen, stimmt's?«

Mutter bringt kein Wort heraus, obwohl ihr Mund offen steht. Sie wiegt ein bisschen den Kopf, als ob das, was ich gesagt habe, in ihr hin und her hüpfte. Irgendwie lustig.

»In der Gegend gibt es zwei kleinere Privatschulen – ich habe im Telefonbuch nachgeschlagen –, und bis zur staatlichen Schule fährt man auch nicht weit.«

»Du fährst nirgendwohin!«, faucht mich Mutter an, dann setzt sie in ruhigerem Ton hinzu: »Schule kommt überhaupt nicht in Frage. Du bist noch nicht wiederhergestellt ...«

»Aber mir geht's gut.«

Mutter steht auf. »Ich habe gesagt, es kommt nicht in Frage, basta!«

Erst bin ich unschlüssig, dann stehe ich auch auf. »Und ich sage, ich gehe trotzdem hin.«

Mutter ist wie versteinert. Wir schauen einander stumm an. Dann wendet sie den Blick ab. Sie setzt sich wieder und greift zum Stift. Sie ist ruhig, beherrscht, routiniert, die Mutter, die weiß, wohin unser Gespräch führen wird, ehe ich selbst es auch nur ahne. »Geh in dein Zimmer und ruh dich aus, Jenna. Sofort.«

Ich bin *stinksauer*. Außer mir. *Fuchsteufelswild*. Wörter. Endlich kommen sie in einem ganzen Schwall emporgesprudelt, jetzt, da ich sie brauche.